

Verteilungskampf im Gehölz

Wieder einmal. Viel Rauch um nichts. Oder vielleicht doch ein Kulturkampf. Der schier unzerstörbare Reiz vom deutschen Wald, Metapher und Sehnsuchtslandschaft – undurchdringbar wie bei Tacitus, oder wie bei Heine Gegenbild zur französischen Urbanität – ist in Gefahr. Der Klimawandel fordert schnelles politisches Handeln. Doch bei den konkreten Umsetzungsprojekten kommt es zu Dissensen, nicht zuletzt darum, das Naturprodukt „Natur“ für die Zukunft „richtig“ zu gestalten.

Umfragen zeigen, dass eine Gleichsetzung von Wald und Natur generationsübergreifend zur spezifisch deutschen Lebensarchitektur gehört. Doch wie heutzutage Biodiversität im Schatten der, in alten Zeiten den germanischen Göttern wie Freya, Odin und auch Thor geweihten Bäume, auszusehen hat, unterliegt in der Regel der Deutungshoheit von Interessengruppen. Forstbesitzer, Jagdrevierpächter, Naturschützer und Erholungssuchende teilen sich die Verantwortung für die richtige Waldstrategie. Einen großen Einfluss auf die Entwicklung hat die in Deutschland seit Jahrzehnten intensiv und teilweise sehr emotional geführte „Wald-Wild“-Diskussion. In Bayern ist der „Wald vor Wild“ Grundsatz mittlerweile gesetzlich verankert. Dennoch, die Geschichte des Einflusses des Schalenwilds auf den Wald ist wechselhaft und durch die politischen Verhältnisse geprägt.

Ab dem ausgehenden Mittelalter nahm das Interesse an der kommerziellen Nutzung aus Forst und Jagd zu. Der Gedanke der Nachhaltigkeit im feudalen Jagdrecht war von geringer Bedeutung. Mit der bürgerlichen Revolution 1848 erkannten Waldbesitzer Holz als Wirtschaftsfaktor und dezimierten die Wildbestände.

Der Umgang mit den natürlichen Ressourcen begann sich zu wandeln. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts erachtete man für eine geregelte Waldbewirtschaftung Jahresstrecken von 4 Stück Rotwild pro 100 Hektar als sinnvoll, gut 100 Jahre zuvor waren es noch 8 bis 9 Stück.

Großflächige Reparationshiebe und der hohe Bedarf an Holz führten nach dem 2. Weltkrieg zu einer Kahlschlagwirtschaft. Verbiss-tolerante Fichten und Kiefern sollten die Aufforstung beschleunigen, ungeachtet dessen haben sich seit den 1950er-Jahren die Jagdstrecken des Schalenwilds etwa vervierfacht.

Triebe sind ein Leckerbissen für die Tiere. Junge Tannen schmecken Rehen besonders gut. Die Verjüngung des Waldes, also das Wachstum neuer Pflanzungen,



Bei der Sorge um den Zukunftswald gerät das Wild ins Visier.

FOTO: DPA/PATRICK PLEUL

kann damit gebremst werden. Vor allem die Gipfeltriebe sind begehrt. Sind diese abgenagt, kann der Baum sein ökonomisches Potenzial nicht mehr optimal erbringen. Selten liefert er dann noch Qualitätsholz. Das macht umfangreiche Schutzmaßnahmen für die Jungpflanzungen notwendig. In sogenannten Forstlichen Gutachten wird seit 1986 für die rund 750 Hegegemeinschaften in Bayern die Situation der Waldverjüngung sowie ihre Beeinflussung durch Schalenwildverbiss und Fegeschäden erfasst und bewertet. Die Ergebnisse gelten als ein wichtiges Hilfsmittel bei der Abschussplanung für Schalenwild.

Trend zur Oberflächlichkeit und Simplifizierung

Allerdings regt sich vermehrt Widerstand gegen diese Jahrzehnte alte Praxis. Im Zeitalter der Logarithmen, der intelligenten Verknüpfung vieler Daten zu einem Gesamtbild, erscheint der postulierte lineare Zusammenhang „mehr Wild provoziert mehr Waldschäden“ als überaltert. Hinzu kommen viele Beschwerden aus der Jagdpraxis, die von einer „nur tote Rehe sind gute Rehe“-Mentalität berichten. So stellen in der Vergangenheit die Bayerischen Staatsforsten im Hochgebirge durchaus zunehmende Verbisschäden trotz gleichzeitig gesteigerter Abschusszahlen fest und erhöhten daraufhin reflexartig nochmals ihre jagdlichen Anstrengungen. Für viele Kritiker ein Beweis der Irrationalität der eigenen Verbiss-Abschuss-Kausalität.

So sprach auch Wildökologe Friedrich Reimoser, ehemals Universität Wien, anlässlich der heu-

rigen 25. Österreichischen Jäger-tagung der bayerischen Landesregierung ab, bei der Erfindung des Leitsatzes „Wald vor Wild“ ökologisch gedacht zu haben. Die Zusammenhänge rund um die Schalenwildart würden zu sehr vereinfacht, „Ökologisches, ganzheitliches Systemdenken ist schwierig und mühsam und heute weniger üblich denn je.“ Der Trend ginge zu Oberflächlichkeit, Simplifizierung und Generalisierung.

Diese Erfahrung machen auch die bayerischen Jäger. Unterstützt von zahlreichen wissenschaftlichen Untersuchungen weisen sie darauf hin, dass Verbiss die Folge einer Vielzahl von Faktoren ist, die im Lichte ökologischer Rahmenbedingungen in eine Gesamtbeurteilung mit einfließen müssen. „Im Kampf gegen den Klimawandel sind Bäume unsere stärkste Waffe. Deshalb bedarf es eines intensiveren Verständnisses des dynamischen Wirkungsgefüges der Lebensraumfaktoren,“ betont Jürgen Vocke, Präsident des Bayerischen Jagdverbands. „Die großen Pflanzenfresser fördern die Sukzession und unterstützen dynamischere Wälder.“

Auch die Eidgenössische Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft untersucht die Zusammenhänge. Langjährige Monitoring-Projekte im Schweizer Nationalpark zeigen, dass „der Verbiss von Jungbäumen artspezifisch“ ist. Allerdings warnt Projektleiter Martin Schütz davor, Prognosen über künftige Bestandsentwicklung alleine aus Verbissaufnahmen abzuleiten. Es besteht ein kaum zu entwirrendes Beziehungsgeflecht zwischen Pflanzen, Standortfaktoren und Wildeinfluss.

Ein ökologisches Wildtiermanagement für Bayern fordert ein auf

Drängen des Ministeriums zurückgehaltener Beitrag für das Jahrbuch des Vereins zum Schutz der Bergwelt. Es fehle vielerorts schlichtweg selbst an dem Versuch, die dafür notwendigen Grundlagen und Daten zu erheben. Ernüchternd wirkt die Feststellung, „Wildtiere in Bayern sind ein Spielball der Wünsche und Interessen verschiedener Nutzergruppen, vom Landwirt, Förster bis zum Jäger. Nirgendwo in diesem Wunschkonzert von Minimaldichten und Abschusszahlen wird die Stimme der Tierart selbst gehört.“

Der Freistaat will massiv aufforsten: 30 Millionen Bäume gegen den Klimawandel sollen gepflanzt werden – aber nicht alle werden groß und stark werden. Die Faktoren sind vielfältig. Dass die von Forstministerin Michaela Kaniber gestartete Forschungsinitiative zum Schalenwild nicht unbedingt ein Selbstläufer wird, zeigt das Eingeständnis der Bayerischen Landesanstalt für Wald und Forstwirtschaft zur Verhütung von Wildverbiss: Bei dem Projekt sei „einiges nicht richtig gelaufen“, „weshalb Qualität und Aussagekraft des Endberichts“ wissenschaftlich unzureichend gewesen sind.

Wild ist Teil des Waldes. Eine ökologische Waldwirtschaft arbeitet mit dem Reh ebenso wie mit Wildtieren, die nicht dem Jagdrecht unterliegen, wie der Haselmaus oder dem Feuersalamander. Mit zunehmendem Walddourismus und den Anforderungen an einen Klimawald verschärft sich der klassische „Wald-Wild-Konflikt“ und erfordert frischen Wind in Politik und Wissenschaft, um den komplexen Anforderungen der Lebensgemeinschaft Wald gerecht zu werden. > RKO